

THOMAS KLEIN

Eingemauert und doch frei

Mein Sehnsuchtsort
West-Berlin

THOMAS KLEIN

Impressum

1. Auflage 2025

Anschrift: Thomas Klein,
79252 Stegen, Berlachen 7
www.th-klein.de
info@th-klein.de

Lektorat: Therese Piecha,
Rainer Kottmann, Thomas Klein
Umschlaggestaltung: Thomas Klein
Satz und Layout: Thomas Klein

Copyright © 2025, Thomas Klein
ISBN 978-3-759-29399-2

Eingemauert und doch frei

Mein Sehnsuchtsort West-Berlin

Die Berliner Mauer stand für eine
ganze Epoche – sie gab uns
Raum, Identität und Hoffnung

Eine kleine Liebeserklärung
an mein West-Berlin

Einleitung	9
Ankunft in West-Berlin 1984	13
Berlin-Kreuzberg –	13
Der erste Tag	
Wohnungssuche –	20
Nochmal Glück gehabt	
Studentendorf Schlachtensee 1984 - 1986	25
Die Wohngemeinschaft –	25
Geschlafen wird tagsüber	
Das Geografische Institut in Steglitz –	36
Wer braucht schon Geografie	
Die Warschauer Polen –	42
Die etwas anderen Studenten	
Der Club A18 –	48
Sex, Drugs and Rock'n' Roll am Wochenende	
Ost-Berlin –	63
Tagestrip in eine andere Welt	
Der Wannsee – Winterlicher	74
Spaziergang über den zugefrorenen See	
Zossener Straße, Kreuzberg 1986 - 1987	81
Die neue Wohngemeinschaft –	81
Endlich in Kreuzberg	
Heinzelmännchen –	93
Jobs gesucht für das tägliche Brot	

Zossener Straße, Kreuzberg 1986 - 1987	81
Kreuzberg 61 –	100
Kneipen noch und nöcher	
Groß Glienicker See –	109
Bade-Ausflug am Meer mit Birgit	
Neckarstraße, Neukölln 1987 - 1990	117
Endlich eigene vier Wände –	117
Neukölln ist nicht aus der Welt	
Vom Riehmers über das Golgatha in die Bronx –	125
Die Illusion von der großen Liebe	
Liebeskummer –	134
Bettina, du zerreißt mir das Herz	
Insel Rügen –	152
Herbstlicher Tagestrip durch die DDR	
Der studentische Alltag – Von Seminaren,	158
Computern und noch mehr Kaffees	
Vom Prinzenbad ins Spreewaldbad –	164
Körperliche Fitness für das alltägliche Überleben	
1. Mai-Demo – Auch wohlbehütete	174
Studenten randalieren im rechtsfreien Raum	
9. November 89 –	181
Die Mauer öffnet sich an der Bornholmer Straße	
Epilog / Nachwort	193
Musik die mich begleitete und bewegte	194

Einleitung

Schon mit den Augen eines neugierigen kleinen Jungen und später in den Siebzigern dann als Jugendlicher verfolgte ich immer wieder aufmerksam und mit großer Spannung die Geschichte und weitere Entwicklung von West-Berlin, der Stadt, die so scheinbar ganz anders tickte und der ein besonderer Ruf vorauselte. Berlin war durch seinen politischen Status und der einmaligen geographischen Lage zwischen den Blöcken bis über die Grenzen hinaus weltweit bekannt und immer wieder Schauplatz spektakulärer Ereignisse.

Auch wenn mir zu jener Zeit die Zusammenhänge oft noch etwas unklar erschienen, so begriff ich doch die Bedeutung und Gewichtung für das Weltgeschehen, die von dieser Stadt ausgingen und die der Mauerbau von 1961 zur Folge hatte.

Und als John F. Kennedy im Juni 1963 während seines Deutschland-Aufenthaltes nach West-Berlin kam und in seiner legendären Ansprache vor dem Schöneberger Rathaus in Anwesenheit von Willy Brandt und Konrad Adenauer den historischen Satz „Ich bin ein Berliner“ aussprach, war das wohl über Tage hinweg das zentrale Medienereignis, das alles überstrahlte und dem man sich

kaum entziehen konnte. Die sich ausbreitenden weltweiten Studentenproteste am Ende dieses Jahrzehnts, die in den USA ihren Anfang nahmen, erreichten 1968 dann auch Westeuropa und Deutschland, und so entstand an der Freien Universität in West-Berlin die außerparlamentarische Opposition (APO) als gesellschaftlicher Gegenentwurf zu den bestehenden Verhältnissen. Diese Bewegung der 68er mit ihrer Galionsfigur Rudi Dutschke an der Spitze veränderte nachhaltig das gesellschaftliche Gefüge und hatte auch große Auswirkungen auf die Stadt.

Im Zuge dieser Umwälzungen entstanden in den Folgejahren alternative Lebensformen in West-Berlin, die extremer und radikaler waren als anderswo. Der Mythos von Berlin-Kreuzberg begann zu leben, multikulturelles Miteinander wie sonst nirgendwo, das zog viele Leute an, egal woher sie kamen oder welcher Herkunft sie waren.

Es war diese soziale Mischung von Studenten, Rentnern, Kulturschaffenden, radikalen Linken, Anarchos und Wehrdienst-Flüchtlingsen, die dem Bezirk neues Leben einhauchte. Völlig neue Lebensentwürfe fernab des westdeutschen Mainstreams machten neue Formen des Miteinanders möglich, und so entwickelte sich seit den späten Siebzigern eine Subkultur, die es so nirgendwo sonst in Deutschland gab.

Autonome Projekte, politische Läden, Medienkollektive, das Experimentieren mit alternativen Strukturen und

natürlich auch Drogen, Partys und Kneipen zeichneten dieses Kreuzberg in jener Zeit aus. Musikalisch getragen und beeinflusst wurde das Ganze durch britische Punkbands wie die Clashes und die Sex Pistols, die zu diesem neuen Lebensgefühl beitrugen. Aber auch die „Ton Steine Scherben“ und Nina Hagen standen für einen kulturellen Gegenentwurf, der das etablierte, verkrustete System ablehnte.

All diese Wahrnehmungen und Beobachtungen aus der Ferne in den späten Siebzigern hatten zur Folge, dass dieser Ort eine große magische Anziehungskraft auf mich ausübte. Keine andere Stadt zog mich so in ihren Bann wie West-Berlin und stand für Andersartigkeit, Lebensfreude, Lebenskunst, Individualität und Unabhängigkeit.

West-Berlin war Lebensanschauung, Utopie, Erwartungshaltung und vielleicht auch ein bisschen Illusion zugleich. So war zumindest meine Vorstellung, da wollte ich irgendwann hin, da wollte ich leben, das war der Plan, vielleicht nach der Schulzeit, dachte ich so bei mir.

Im Jahr 1979 machte ich mein Abi am Wirtschaftsgymnasium Böblingen, aber es sollten noch Jahre vergehen, bis es dann endlich so weit war. Erstmal verschlug es mich ins nahe Tübingen. Ich hatte mich dort nach einem kurzen Intermezzo als Soziologiestudent zum Jurastudium eingeschrieben. Aber schon nach kurzer Zeit stellte ich frustriert fest, dass ich für dieses Fach so überhaupt keine Nei-

gung verspürte, und so beendete ich auch diese Episode schnell mit einem Gefühl der Erleichterung.

Etwas ziellos und mit wenig Orientierung tourte ich die nächsten zwei Jahre dann durchs Land, machte verschiedene Stationen bei Leuten in Saarbrücken oder half Freunden in Oberschwaben beim Bau von Gewächshäusern. Aber ich blieb ein Suchender in jener Zeit, war unzufrieden mit mir und fühlte mich seltsam entwurzelt, war ein Getriebener und irgendwie in ständiger Unruhe.

Und während ich so auf der Suche nach Neuem, mehr innerer Erfüllung und Ausgeglichenheit war, brach draußen gerade überall die Neue Deutsche Welle über uns herein. Neue Bands wie Ideal, Hansaplast und Fehlfarben gaben jetzt den Ton an, und in Berlin tobte der Häuserkampf. Spannende Zeiten standen bevor, und ich hatte mich jetzt entschieden, Geografie zu studieren, noch mal einen neuen Anlauf zu nehmen und doch endlich nach Berlin zu gehen, meinem Sehnsuchtsort, der Stadt, die niemals schläft.

Ankunft in West-Berlin 1984

Berlin-Kreuzberg – Der erste Tag

Es war sehr warm an diesem schönen Samstagnachmittag, an einem Spätsommertag irgendwann Ende August 84. Ich kam gerade per Anhalter aus meiner schwäbischen Heimat Sindelfingen und war mal wieder auf einem Autobahnrasthof gestrandet, diesmal Garbsen bei Hannover. Und wie schon so oft in den letzten Jahren befragte ich wieder eine Menge Leute, ob sie mich mitnehmen könnten. An diesem Tag aber fühlte es sich irgendwie anders an als sonst, denn ich wollte nicht irgendwohin, sondern nach West-Berlin, meinem Sehnsuchtsort.

Vorn sah ich zwei Frauen stehen, die vor ihrem VW mit Münsteraner Kennzeichen sich angeregt unterhielten, Kaffee aus Pappbechern tranken und dazu mitgebrachte Stullen aßen. Intuitiv hatte ich ein gutes Gefühl. Ich ging auf sie zu, bemühte mich charmant zu sein, was nach zweistündigem erfolglosem Stehen nicht mehr so ganz einfach war, und fragte sie, ob sie mich mitnehmen könnten nach Berlin.

Puh, Erleichterung, das war geschafft! Die beiden, die sich als Gaby und Annette vorstellten, verluden noch

schnell ein paar Dinge, und los ging's. Es war diese gleiche Wellenlänge, gleiches Alter, ähnliches Weltbild, was mir gefiel. Mit den beiden fühlte es sich einfach sofort vertraut an. Während der ganzen Fahrt redeten wir so über dieses und jenes, mitunter sehr emotional, und berichteten im Schnelldurchlauf über das bereits Erlebte.

Gegen 18 Uhr erreichten wir dann den Grenzkontrollpunkt Dreilinden, standen etwa eine Stunde in einer von mehreren parallel verlaufenden Schlangen und warteten auf unsere Abfertigung. Man bemerkte sofort, dass die Volkspolizisten, auch Vopos genannt, hier keine Eile hatten. Und in der ohnehin schon aufgeladenen Atmosphäre bekam man klar und deutlich zu verstehen, wer hier das Sagen hat. Welten standen sich gegenüber und wir waren der Klassenfeind.

Aber dann hörte es irgendwie auf und wir waren plötzlich in West-Berlin. Überglücklich fuhren wir auf der Avus durch den sommerlichen Grunewald in Richtung Stadt. Es fühlte sich einfach verdammt gut an. Und Hunger hatten wir. Auf der Kantstraße, vorbei an prächtigen Bauten aus der Gründerzeit, kam die Idee nach einer Pizzeria auf, und wir mussten nicht lange suchen.

Das San Marino am Savignyplatz lud ein, und ich betrat zum ersten Mal Berliner Boden. Der Cameriere erwartete uns bereits auf dem Gehweg und ließ in seiner typisch italienischen, überfallartigen Art nicht mehr von

uns ab. Gegenwehr zwecklos, und so sahen wir uns unvermittelt an einem der vielen Tische wieder und bestellten Pizza und Bier. Gesättigt und zufrieden schauten wir bei mittlerweile aushaltbarer Hitze dem wuseligen Treiben auf dem Platz und den angrenzenden Straßen zu. Ein leichtes Rauschen der üppig grünbehangenen Linden und Platanen in dem sommerlichen Abendhimmel ließ unsere Stimmung nochmals ansteigen. Aber ich bemerkte auch eine leichte Nervosität bei Annette, die langsam zum Aufbruch drängte. Sie schlug mir vor, mitzukommen zu ihrem alten Bekannten. Schlafplätze gäbe es dort zu Genüge, und wir könnten ja dort auch noch was gemeinsam trinken.

Ich willigte ein, und so trennten sich hier die Wege, da Gaby zu einem anderen Freund nach Moabit aufbrach. Eine halbe Stunde später, Kreuzberg 36, oder besser SO36, Reichenberger Straße: Wir waren da, in dem Stadtteil, von dem ich so viel gehört hatte. Es dämmerte bereits und die grauen, doch sehr heruntergekommenen Fassaden der alten Mietskasernen aus der Gründerzeit schufen eine ganz eigene, spezielle Atmosphäre.

Dann endlich im zweiten Hinterhof angelangt, Parterre, linker Eingang, wir hatten unser Ziel erreicht. Annettes Lover ließ noch auf sich warten, und zu meinem Erstaunen war alles unverschlossen, und so kamen wir direkt in die Wohnung. Drinnen musste ich aber erst mal

tief durchatmen. Es sah gelinde ausgedrückt sehr befremdlich aus, für jemanden, der wie ich im gut situierten Südwesten der Republik beheimatet war. Alles war funktional, minimalistisch eingerichtet, die Wände dunkelbraun und einige Möbel aus Paletten und Bahnschwellen zusammengenagelt. Ein selbstgebautes Hochbett und überall funzelige Glühlampen rundeten dieses höhlenartige Erlebnis ab.

Ja, und dann stand er plötzlich da und er entsprach so ganz meinen Vorstellungen. Cooler Typ norddeutscher Prägung, schnoddrig, eher wortkarg, bloß keine Gefühle zeigen, so eine Mischung aus Udo Lindenberg und Rio Reiser von den Ton Steine Scherben. Ich wurde nicht enttäuscht. Ich bemerkte schnell, dass er direkt zur Sache kommen wollte und an einem gemeinsamen Drink mit mir überhaupt kein Interesse hatte. Und so richtete er nur ein paar höfliche Floskeln an mich, zeigte mir, wo der Kühlschrank und das Bier sind und wo ich meinen Schlafsack ausrollen könnte – das war's.

Die beiden zogen sich sofort zurück aufs Hochbett und schufen Fakten. Annettes heftiges und lustvolles Stöhnen irritierte mich dann aber doch einigermaßen, und ich fühlte mich seltsam unwohl und allein, trank noch schnell zwei Bierchen, legte mich hin und versuchte mich irgendwie weit weg zu beamen. Nach einer Weile dann endlich Entspannung. Körper, Geist und Seele beruhigten sich,

und ich war wieder in meiner Welt. Den Umständen entsprechend schlief ich wider Erwarten gut, wachte aber wohl für Kreuzberger Verhältnisse ziemlich früh auf.

Von meinem Liebespärchen dort oben kein Muckser, und so packte ich schnell meine Siebensachen und schlich mich unbemerkt nach draußen. Es war ein schöner, sommerlicher Sonntagmorgen, angenehm warm, es roch nach Kiez und alles war neu. Die Stadt lag noch in den Federn, denn Kreuzberger Nächte sind ja bekanntlich lang. Und so schlenderte ich ein wenig durch den Görlitzer Park, legte mich dort noch ein bisschen auf die Wiese, hörte dem Vogelgezwitscher zu, beobachtete die Leute und genoss die morgendliche Stille.

Gelegentlich kamen ein paar ältere Berliner Witwen in unregelmäßigen Abständen mit ihren Kleinsthunden an mir vorbei und schienen irgendwie zufrieden zu sein. Vielleicht ist es gerade dieser Blickwinkel im Alter, die kleinen Dinge vermehrt zu sehen, nur noch wenig Erwartungshaltung zu haben und auf ein bereits gelebtes Leben zurückschauen zu können, die Dinge einfach so anzunehmen, wie sie eben sind. Und vielleicht sind es genau nur noch diese wenigen Höhepunkte, wie der alltägliche Spaziergang durch den Park, die diese Leute zufrieden machen.

Das Kontrastprogramm hierzu ließ dann aber nicht lange auf sich warten, denn einige Nachtschwärmer, vor-

nehmlich in Schwarz gekleidet, zogen vorbei. Einigermassen betrunken oder bekifft, mal lauter, mal still, schienen sie teilnahmslos, mitunter apathisch auf dem Heimweg oder wohin auch immer zu sein. Die durchzechte Nacht stand ihnen in den Gesichtern geschrieben. Und sofort fiel es mir ein. Berlin, die Stadt, die niemals schläft und 24 Stunden rund um die Uhr geöffnet ist. Ein völlig neues Erlebnis für jemanden aus der schwäbischen Provinz.

Gegen Mittag dann Kaffee und Kuchen in einem der vielen Cafés am Lausitzer Platz. Kreuzberg erwachte nun richtig, und seine Bewohner drängten ins Freie, füllten die Liegewiesen, die Bars und Restaurants und sorgten so für ein buntes und lebendiges Treiben. Ich machte mich wieder auf den Weg, lief ein wenig ziellos umher und beobachtete die Szene. Sehr viele kleine türkische Läden und Fressbuden prägten das Straßenbild. Und nur junge Leute in meinem Alter. Hier fühlte ich mich wohl, hier wollte ich hin, hier wollte ich sein.

Ein kleiner Abstecher noch zum Mariannenplatz, das Bethanien stand auf dem Plan. Hier lebten und wirkten also „Ton Steine Scherben“, die Band, die mich seit den Siebzigern so begeistert und beeinflusst hatte. Sofort erinnerte ich mich an ihren Song „Land in Sicht singt der Wind in mein Herz“, und hier Vorort bekam dieser sofort eine völlig neue Tragweite. Am frühen Abend brach ich dann auf nach Kreuzberg 61 und fuhr ein erstes Mal mit

der U1 in Richtung Hallesches Tor. Von dort fünf Gehminuten entfernt, Tempelhofer Ufer 6, erster Hinterhof, Ausgang links, hier wohnten Gabi und Andreas, alte Bekannte aus der schwäbischen Heimat. Er war ein alter Klassenkamerad und schon ein paar Jahre in Berlin, um hier irgendwas mit Design zu studieren.

Aus der Wiedersehensfreude wurde allerdings nichts, da die beiden gerade irgendwo mediterran auf Reisen waren. Umso mehr freute es mich, dass sie mir ihre Wohnung für ein paar Tage anboten und ich endlich wieder ein Dach über dem Kopf hatte. Die verabredete Schlüsselübergabe verlief problemlos, und so stand ich einen Moment später schon in der Küche, kochte mir einen Kaffee, stellte das Radio an und legte mich auf die Couch, um das Erlebte Revue passieren zu lassen.

Irgendwie ging mir Annette nicht aus dem Kopf. Wohlbehütete junge Frau aus bürgerlich münsteranerischen Verhältnissen und dann dieser Typ. War da etwa so was wie Neid? Aber egal, ich riss mich zusammen, beruhigte mich mit einem Bier und dachte schon an den nächsten Tag. Montag stand so einiges auf dem Programm. Immatrikulation für den Studiengang Geografie vormittags an der Freien Uni und dann sofort zur TU-Mensa, Wohnungssuche auf dem Schwarzen Brett. Endlich wieder Bewegung, eine leichte Spannung, es fühlte sich gut an.

Wohnungssuche – Nochmal Glück gehabt

Früh um acht am nächsten Morgen. Ein schnelles Frühstück mit Kaffee, Toast und Marmelade, und schon machte ich mich auf den Weg zum U-Bahnhof. Mit der U1 ging's zuerst zum Wittenbergplatz, dort dann Umstieg in die U2 zur Krummen Lanke.

Der schnöde Alltag hatte uns wieder, und die Atmosphäre in der gut gefüllten Bahn brachte das nur zu gut zum Ausdruck. Die meisten lasen Zeitung, ein Buch oder sonst irgendwas. Andere wieder träumten so vor sich hin oder schauten betreten zu Boden, bloß keine Blickkontakte, nur keine Irritationen. Kaum Gespräche, Stille, die nur durch das nervige, andauernde Schienengerattere gestört wurde.

Endlich erreichten wir den U-Bahnhof Dahlem-Dorf. Ich stieg aus und musste erstmal durchatmen. Dann draußen auf dem Uni-Campus angelangt, der kulturelle Gegenentwurf: Überall studentisches, umtriebige und internationales Treiben. Jeans und bunte kurzärmelige T-Shirts bestimmten hier die Szene. Berlin war wieder weit weg. Nicht weit entfernt, direkt um die Ecke, war das Verwaltungsgebäude der Freien Universität.

Drinne winkte mich der zuständige Sachbearbeiter nach halbstündiger Wartezeit zu sich rein, und wir gingen nochmal im Schnelldurchlauf meinen bereits ausgefüllten

Immatrikulationsantrag durch. Alles war soweit in Ordnung, und so saß ich eine Stunde später schon wieder in der U-Bahn. Nächste Station: TU-Mensa in der Hardenbergstraße. Das berühmt-berüchtigte Schwarze Brett, vor dem mich Andreas bereits gewarnt hatte.

Es war so mittags gegen eins, und von überall her strömten Studenten in die Mensa und warteten in mehreren Schlangen geduldig auf ihr Essen. Irgendwie tickte das hier anders. Es war eben die Technische Uni, und ich bildete mir ein, hier mehr diesen vermeintlich technisch orientierten männlichen Typus vorzufinden. Aber ganz sicher war ich mir da auch nicht, und wer ist schon frei von Vorurteilen. Und auch hier auffällig viele ausländische Studenten. Vornehmlich Exil-Iraner, die wohl nach dem Sturz des Schahs 1979 durch Khomeini ins Ausland flüchten mussten.

Nach einem schnellen Kaffee und anschließender kurzer Suche im Foyer sah ich es dann, und mir wurde nicht zu viel versprochen. Ein schwarzes Aushängebrett gigantischen Ausmaßes, bestimmt zwei mal zehn Meter groß, und überall waren wahllos Zettel mit Reißzwecken angepinnt. Es dauerte eine Weile, bis ich den Abschnitt der Zimmer- und Wohnungssuche fand. Nach längerem Durchsuchen notierte ich mir vielleicht zehn Kontakte und verließ die Mensa wieder, um die nächste Telefonzelle aufzusuchen, die direkt am Eingang stand.

Und schnell machte sich jetzt Ernüchterung breit. Einige Anbieter waren schlichtweg nicht erreichbar, und für andere war ich, nachdem erst mal alles gut zu sein schien, einfach zu alt mit meinen 27 Lenzen. Ein letzter Anruf schien dann aber doch noch vielversprechend zu werden. Eine Ingrid war am Apparat und teilte mir mit, dass sie für den Nachmittag einige Vorstellungstermine in ihrer 7-Zimmer-WG anberaumt hätte und dass um 18 Uhr noch was frei wäre. Erleichtert sagte ich spontan zu, und ich glaube, sie bemerkte meine Freude darüber.

Ein kurzer Abstecher danach zum Ku'damm war da schon eher etwas befremdlich, und ich merkte schnell, dass ich dort so gar nicht hingehörte. Gespannt stand ich so gegen fünf dann wieder am Bahnhof Zoo und nahm die Wannsee-S-Bahn nach Nikolassee.

Ich nutzte die halbstündige Fahrt, um mich schon mal ein bisschen zu sortieren, und schaute voll inniger Freude auf den vorbeiziehenden, lichtdurchfluteten Grunewald. Viele Eichen, Kastanien und Ahorne und noch viel mehr Kiefern säumten unseren Weg. Vereinzelt sah man Spaziergänger in leichter Sommerbekleidung, die das schöne Wetter sichtlich genossen und ohne Eile durch den Wald schlenderten. Das Geratter und Getöse der alten Bahn aus den Zwanzigern mit ihren nicht sehr bequemen Holzbänken hatte dabei was sehr Beruhigendes. Langsam näherte sich der Zug Nikolassee. Wir waren im kleinstädtisch

geprägten Zehlendorf angekommen, und ich hatte sofort das Gefühl, hier nicht mehr so richtig in Berlin zu sein. Punkt sechs erreichte ich mein Ziel. Studentendorf Schlachtensee, Wasgenstraße 75, Haus 27, dritter Stock. Die ganze Anlage schien aus den frühen Siebzigern zu stammen. Etwas lieblos, aber funktional zubetoniert, entsprach sie der typischen Bauweise aus jener Zeit. Dieser Eindruck setzte sich dann leider auch im Treppenhaus fort. Bestimmt kein Ort zum längeren Verweilen.

Ich klingelte oben und die blaugrün lackierte Tür öffnete sich. Da stand sie, Ingrid, dunkelhaarig, gutaussehend. Mit einem Lächeln begrüßte sie mich und bat mich herein. Sie war eine rheinische Frohnatur, ein echtes kölsches Mädchen so um die 20. In der Küche, sie machte einen Kaffee, saßen wir dann eine Weile, und es war diese Art von Begegnung, wo man sich sofort wohlfühlte.

Wir redeten so über dieses und jenes, und was sie bewogen hatte, nach Berlin zu kommen, wollte ich wissen. In Köln ließe sich Psychologie doch bestimmt auch gut studieren. Sie quittierte es mit einem Lächeln und berichtete lieber von den sieben Mitbewohnern in der WG und davon, dass es manchmal schon sehr anstrengend wäre mit so vielen Leuten. Dazu ständig Gäste in Feierlaune auf engstem Raum, die oft bis in die Morgenstunden blieben. Das sei nichts für Ruhebedürftige, warnte sie mich. Ich erwiderte ihr, dass ich nichts anderes suchen würde. Zu

guter Letzt wollte sie natürlich auch noch wissen, was es mit meinem für einen Studienanfänger doch eher unüblichen Alter auf sich hatte. Ich erzählte ihr vom Abbruch meines Jurastudiums und dass ich danach zu einem Freund nach Riedlingen gezogen bin, um Gewächshäuser in der Gärtnerei seiner Freundin zu bauen. Und von den sich allabendlich anschließenden Trinkgelagen und meiner sowieso allgemeinen Orientierungslosigkeit in diesen Jahren.

Ingrid lächelte ein wenig und war durchaus amüsiert, sie zeigte offenbar Verständnis. Plötzlich ging die Tür auf, und zwei weitere Damen des Hauses gesellten sich zu uns. Juliane und Silke stellten sich vor und begutäugelten mich eher beiläufig, aber durchaus wohlwollend.

So gegen sieben verabschiedete ich mich dann mit einem intuitiv guten Gefühl. Ich war mir sicher, Ingrid und ich, wir mochten uns. Ziemlich aufgewühlt und voller Freude ging mir so vieles durch den Kopf auf der Rückfahrt zu meinem Kreuzberger Domizil, die gefühlt eine halbe Ewigkeit dauerte. Und ich ahnte auf einmal, wie groß Berlin wirklich ist.

Wie verabredet rief ich Ingrid am Tag danach an, und schon im ersten Augenblick war es klar. Sie hatten sich für mich entschieden, und ich konnte im Oktober einziehen. Eine große Last fiel von mir ab. Ich war angekommen in meiner neuen Stadt, in meinem Sehnsuchtsort Berlin.

Studentendorf Schlachtensee 1984 - 1986

Die Wohngemeinschaft – Geschlafen wird tagsüber

Am 1. Oktober 84, ich glaube, es war an einem Mittwoch, kam ich nachmittags nach zehnstündiger Fahrt aus dem Süden ziemlich erschöpft in Berlin an. Qualvoll lange Stunden auf der Autobahn und gefühlt ebenso langes Warten an den Grenzübergängen Rudolphstein und Dreilinden machten das Ganze zum Härtestest. Und auch an meinem geliehenen und bis an die Oberkante vollgepackten, leicht überladenen VW-Bus ging diese Tortur wahrscheinlich nicht spurlos vorbei. Einen großen Anteil daran hatte der katastrophale Zustand der DDR-Autobahn aus Vorkriegszeiten, die noch in alter Betonplattenbauweise zu bestaunen war.

Aber endlich war es so weit. Ich war wieder in West-Berlin, und angelangt auf dem großen Parkplatz vor dem Studentendorf Ecke Wasgenstraße stellte ich den Bus ab und war erleichtert. Glücklicherweise auch ein wenig angespannt ging ich ins Haus, klingelte und Ingrid öffnete mir. Da war es wieder, dieses einladende, offene Lächeln, irgendwie sofort wohlführend vertraut, als würde man sich schon eine halbe Ewigkeit kennen. Passiert nicht alle

Tage, dachte ich so bei mir. Sie zeigte mir sofort den kompletten Wohnbereich und mein neues Zimmer. Und auch wenn die in ausnahmslos blaugrün gehaltenen Türen und Fensterrahmen nicht so ganz überzeugen konnten, war ich doch sehr angetan von den gebotenen drei mal vier Metern Grundfläche. Für den Start war es absolut ausreichend, mehr brauchte ich nicht. Platz genug für eine Matratze, Tisch, Stuhl und eine Stereoanlage mit großen, selbstgebauten Boxen.

Zurück wieder in der Küche, die Kaffeemaschine lief schon auf Hochtouren, da kamen ein paar Augenblicke später Silke, Juliane und Aneta aus ihren Zimmern. Und anders als bei der ersten Begegnung zeigten sich die Frauen jetzt deutlich interessierter, es ging ja schließlich jetzt auch um meinen konkreten Einzug.

Besonders Aneta, die polnische Architekturstudentin aus Warschau, ließ nicht locker und durchlöcherte mich mit ihren Fragen. Sie wollte natürlich auch sofort wissen, was der Grund war für mein spätes studentisches Erwachen. Geduldig gestand ich ihr Rede und Antwort, um dann irgendwann den Spieß umzudrehen. Es war neues Terrain für mich, denn ich hatte bedingt durch den eisernen Vorhang so überhaupt gar keine Ahnung von Polen. Entsprechend neugierig wollte ich dann auch so einiges von ihr wissen. Nach einer Weile der erste männliche Bewohner. Christian, ein junger Schlaks so um die eins-

neunzig, stellte sich mit einem Lächeln im Gesicht kurz vor und verschwand dann genauso schnell wieder in seinem Zimmer, wie er gekommen war.

Tja, und dann kam er endlich so gegen fünf. Klaus, von dem mir Ingrid bereits ausführlich berichtet hatte, war Kölner wie sie und in meinem Alter. Er setzte sich zu uns und wir quatschten so ein bisschen über längst vergangene Zeiten. Er war dieser sympathische, dauerlächelnde Typ Mensch, den man sofort irgendwie mochte. Von mittlerer Statur, kurzes braunes Haar, gutaussehend, charmant und dabei eine Prise Schüchternheit, die er kokett und selbstbewusst einzusetzen wusste, war er bestimmt jemand, der bei Frauen gut ankam. Dabei war ausschweifendes Gerede bestimmt nicht seine Art, das gehörte nicht zu seinem coolen Selbstverständnis.

Aber irgendwie fühlte ich mich ihm sehr nahe. Ähnliches Alter, ähnlich verlaufende Biografie, was ich so raus hörte, und auch so ein gerüttelt Maß an Zielbewusstsein fehlte uns beiden doch so gänzlich. Bemerkenswert und unverkennbar war aber auch sein offensichtliches Drogenproblem, welches er während unserer Konversation nur einigermaßen gekonnt kaschierte. Und auch sein Studium schien zu ruhen, da er als ehemals gelernter Koch wohl fast jeden Abend im Club, dem studentischen Treffpunkt im Dorf, arbeitete. Kurz vor sechs verabschiedete er sich dann von uns, er müsse jetzt wieder Geld verdienen, von

alleine käme eben nichts. Die drei Frauen, Aneta war bereits verschwunden, boten mir noch ihre Hilfe beim Entladen an, und so war schon nach ein paar Gängen der Kleinstumzug schnell erledigt und ich glücklich in meinen neuen vier Wänden. Und genauso schnell ging es am nächsten Tag auch weiter. Im Nu waren die wenigen Möbelstücke an die richtigen Stellen gerückt, die paar Klammern ausgepackt und eingeräumt.

Die Straße lockte nun wieder, und so machte ich mich auf, die nähere Umgebung zu erkunden. Auffällig, wie viele Bäume hier die Straßen und Wege säumten, wie in einer Gartenstadt. Wenige Augenblicke später dann der Supermarkt in der nahe gelegenen Spanischen Allee, den mir Ingrid bereits empfohlen hatte. Da mir aber in meinem neuen Zuhause nur ein kleines Fach im Kühlschrank erlaubt wurde, beschränkte ich meinen ersten Einkauf natürlich nur auf ein paar wesentliche Lebensmittel. Aber das ging in Ordnung, so war es eben, jeder Anfang ist ein Anfang.

Am Abend dann mussten mich Ingrid und Juliane nicht lange überreden. Ein erster Besuch im Club stand an. Das abendliche Programm: eine Kleinigkeit essen und noch mehr trinken, Bekannte treffen – so machte man das hier eben. Die Atmosphäre gefiel mir. Ein mit ausreichend vielen Fenstern bestückter großer Saal, räumlich aufgeteilt in zwei Bereiche, beherbergte Billard, Tresen und eine

Vielzahl an Sitzmöglichkeiten. Es war schon eine Menge los und viele bestellten ihr Essen am Tresen. In der Zwischenzeit ließ Ingrid es sich nicht nehmen, mir einige ihrer Bekannten aus dem Haus vorzustellen. Darunter eine gute Freundin aus der WG unter uns. Ich hatte das Gefühl, so ein bisschen herumgereicht zu werden, und so landete ich irgendwann bei einer Birgit, auch aus unserem Haus.

Mit ihrem mittellangen blonden Haar und ihrem charmanten Lächeln machte sie sofort mächtig Eindruck auf mich, und ich war doch einigermaßen angetan von ihrer eher etwas unterkühlten norddeutschen Art. Sie kam aus Gütersloh und war eigentlich gelernte Erzieherin, wollte jetzt aber noch mal so ganz anders durchstarten mit Politikwissenschaft. Ich bemerkte sehr schnell, dass wir uns viel zu sagen hatten, uns irgendwie nahe waren. Da gab es nur wenig Irritationen und das Gespräch fühlte sich einfach leicht und unangestrengt an. Was für ein Glück, und das gleich am ersten Abend, dachte ich so bei mir.

So gegen elf blies Ingrid dann zum Aufbruch, um in der neuen heimischen Küche noch einen Absacker zu nehmen. Und sofort ertönte aus dem Kassettenrecorder wieder Sades aktueller Song „Smooth Operator“, wie schon so oft an diesem Tag und auch schon beim Vorstellungstermin. Es schien der absolute Lieblings-WG-Hit zu sein, ich war also gewarnt. Ob denn noch Lust auf eine Runde Doppelkopf bestünde, fragte sie dann irgendwann

in die Runde. Ich verneinte höflich lächelnd, dass ich es nicht könnte, verschwieg dabei aber, dass ich auf Kartenspiele und Ähnliches so überhaupt keine Lust verspürte. Launige Spieleabende in feuchtfrohlicher Umgebung waren mir ein Greuel. Dieser Art gemeinsamen Vergnügens konnte ich so gar nichts abgewinnen. Das war einfach nicht mein Ding. Ich hatte in meiner Kindheit beim Spiel „Mensch ärgere dich nicht“ wohl zu oft verloren.

Also verzog ich mich auf mein Zimmer, trank noch ein Bierchen, las ein paar Seiten und dachte an Birgit. Ich war berührt und hatte Lust auf mehr. Was für ein ereignisreicher und schöner Tag. Ich fühlte mich zufrieden und lebendig wie lange nicht mehr und schlief endlich ein.

Plötzlich laute Musik aus dem Nachbarzimmer. Irritiert und etwas ungläubig schaute ich auf die Uhr, es war zwei Uhr morgens. Mir war sofort klar, das war Klaus. Offensichtlich ziemlich zgedröhnt kam er von der Arbeit und läutete seinen Feierabend ein, in der ihm eigenen Art. In unverhohlener Disco-Lautstärke ertönte der Song von Tears for Fears „Shout, Shout, Let it all out, These are the things I can do without, Come on, I'm talking to you, Come on.“

Abwartend und irgendwann dann doch genervt, ging ich zu ihm rüber und bat ihn, die Musik etwas leiser zu machen. Er sah ziemlich fertig aus, entschuldigte sich sofort mit einem leichten Grinsen und stellte die Anlage

leiser. Konnte man so jemandem böse sein? Ich ahnte aber, dass dieses Gebaren zur allabendlichen Normalität und Geduldsprobe werden könnte. Vor zwei Uhr nachts war an Schlaf also nicht zu denken. Und ich sollte Recht behalten, meine düsteren Vorahnungen sollten sich fast alle bestätigen.

Am nächsten Morgen war schon so einiges los in der Küche. Die vier Frauen und Christian waren am Frühstück, und alles fühlte sich so ein bisschen an wie in einer Kantine. Mir wurde sehr schnell klar, dass das Leben hier in so einer Riesen-WG nicht einfach sein würde. Da waren viel Geduld und Kompromissbereitschaft gefragt. Ingrid brach schon als Erste auf und machte noch den Vorschlag für ein gemeinsames Abendessen, einfach so zum Kennenlernen. Ich willigte ein, und schon zwanzig Minuten später hatte sich die frühmorgendliche Tafel aufgelöst. In etwas hektischer Aufbruchstimmung packten auf einmal alle ihre sieben Sachen und machten sich auf ins alltägliche Geschehen.

Ich hatte noch nichts Bestimmtes vor, und so genoss ich die gerade zurückgewonnene Stille, trank noch einen Kaffee und machte mich dann auch auf den Weg in die Stadt, um ein paar Besorgungen zu erledigen. Angekommen in der City, spazierte ich so ein wenig ziellos über den Kaiserdamm und saugte, in Gedanken versunken, die urbane Stimmung und Atmosphäre in mich auf. Überall

Menschen, irritierendes Gewusel und geschäftiges Treiben, so komplett anders als das ländlich geprägte Leben auf der Schwäbischen Alb oder sonst wo.

Für den von mir selbst auferlegten Einstand besorgte ich dann noch auf dem Rückweg, die Dinge, die mir Juliane aufgetragen hatte. Mit ausreichend Wein, Bier, Spaghetti und Hackfleisch beladen erreichte ich am frühen Abend wieder das Studentendorf und legte mit den Essensvorbereitungen sofort los. Juliane half mir dabei und wir sprachen so über dies und jenes, und sie erzählte mir mit ihrem leicht fränkischen Dialekt, dass sie aus Nürnberg stamme und im dritten Semester Pharmazie wäre. Also doch noch jemand aus Süddeutschland, neben all den Kölnern, Nordlichtern und Polen hier klang das schon sehr vertraut. Aber irgendwie brachte mir das Juliane nicht wirklich näher. Wir lebten in getrennten Welten, kein Vergleich zu Ingrid.

Dann plötzlich kam Leben in die Bude. Wir waren gerade noch mit der Fertigstellung unserer Bolognese-Soße beschäftigt, die Schüssel mit den Spaghetti stand bereits auf dem gedeckten, runden Tisch, da kamen die anderen auch schon aus ihren Zimmern. Ein kurzes allgemeines Geflachse machte die Runde, das wirkte alles irgendwie sehr vertraut und entspannt. Man merkte sofort, dass alle hier schon länger wohnten und sich gut kannten.

Ich öffnete die erste Flasche Wein und wir stießen auf meinen Einzug an. Man hieß mich willkommen und alle waren sehr freundlich zu mir. Durchaus berührt und angetan von so viel Herzlichkeit fiel meine kurze Antrittsrede dann auch eher etwas knapp und bescheiden aus. Das Essen schmeckte anscheinend allen gut, und Silke witzelte gleich, wie schön es nun sei, so einen guten Koch wie mich jetzt hier wohnen zu haben. Sie kam aus Lübeck und studierte Medizin im 3. Semester, und ich hörte ihr gerne zu, mit ihrem astreinen hanseatischen Dialekt.

Und überhaupt empfand ich diese überwiegend rheinländisch-norddeutsche Zusammensetzung am Essens-tisch sehr erfrischend. Balsam für die Seele und schön für meine Ohren. Ich war zwar in Sindelfingen beheimatet und habe dort auch den größten Teil meiner Jugend und Schulzeit verbracht, bin aber als gebürtiger Ruhrpottler Ende der Fünfziger in Oberhausen geboren. Danach gab es noch ein kleines Intermezzo in Syke bei Bremen, bevor es dann endgültig in den Südwesten der Republik ging.

Wohl aus beruflichen oder karrierebedingten Gründen war mein Vater in diesen Jahren sehr umtriebig, und die vielen Wohnortswechsel brachten immer wieder viel Unruhe in mein junges Leben. Dennoch war es keine schlechte Zeit, auch wenn der schwäbische Integrationsversuch nie so ganz gelang und ich mir meiner rheinischen Wurzeln durchaus bewusst war. Aber die Geheim-

nisse der schwäbischen Mundart blieben mir als Reingeschmeckter, so nennt man die ins „Schwobenländle“ Zugezogenen, dann aber doch verborgen.

Und so fühlte ich mich hier in diesen neuen Gefilden gleich sehr wohl. Silke erzählte von ihrer alten Heimat und dass sie eine tiefe Liebe und Affinität zur Ostsee hätte. Dem entgegnete ich, dass doch wohl nur die Nordsee den Anspruch auf ein echtes Meer hätte und dass es auf Amrum riesig breite Strände und 30 Meter hohe Dünen gäbe, kein Vergleich zu den Badewannen ähnlichen Stränden der Ostsee.

Ich wäre ja wohl anscheinend noch nicht da gewesen, erwiderte sie leicht genervt, was natürlich stimmte. Und überhaupt wäre die Ostsee naturlandschaftlich viel schöner und interessanter, es gäbe dort Dörfer, Wälder und Steilküsten in direkter unmittelbarer Meeresnähe. Und sowieso würde man hier das Meer, bedingt durch den geringen Hub- und Tideunterschied, fast immer sehen können. Ob es denn Vergleichbares an der Nordsee gäbe, fragte sie, betörend lächelnd und wieder sichtlich entspannt. Ebenfalls leicht schmunzelnd verneinte ich.

Die anderen, Ingrid, Juliane und Christian, hörten bis dahin aufmerksam zu und empfanden unsere kleine Kontroverse wohl durchaus bereichernd. Christian, gerade zwanzig geworden und der jüngste hier, die Frauen waren alle zwei bis drei Jahre älter, fühlte sich offenkun-

dig etwas überfordert von so viel Frauenpower. Mehr oder minder geschickt versuchte er, seine Unsicherheit mit einem etwas aufgesetzten Dauerlächeln zu kaschieren. Allerdings nur mit mäßigem Erfolg, denn ganz offensichtlich durchschauten das alle hier.

Später kamen noch Aneta und Pawel dazu. Ihn hatte ich noch gar nicht gesehen, und so stellten wir uns kurz vor. Wie Aneta war auch er Architekturstudent und wohl ebenfalls aus Warschau. Sie redeten sehr vertraut miteinander, mal auf Deutsch, mal auf Polnisch, und es gelang mir zuerst nicht herauszufinden, ob sie ein Paar waren oder nur gut befreundet. Sie waren kein Paar, wie sich dann doch herausstellte.

So gegen elf wurde die Runde dann schnell kleiner, und Ingrid war in ihrem Element. Sie kam jetzt erst richtig in Fahrt, der Rotwein hatte wohl den richtigen Schalter bei ihr umgelegt. Die gleichen Titel wie schon am Vorabend standen wieder auf dem Programm. „Smooth Operator“ von Sade machte den Anfang, gefolgt von Matt Biancos „Get out of your lazy bed“ und George Michaels „Careless Whisper“. Aber ich mochte das jetzt, und ihre impulsive Art war mir sehr sympathisch geworden.

Nichtsdestotrotz verabschiedete ich mich nach ein, zwei letzten Drinks im Stehen und zog mich zurück. Ich lag schon im Bett und beim Einschlafen ging mir Klaus dann doch noch mal durch den Kopf. Wann würde er

wohl kommen heute Nacht, und wie laut würde es wohl wieder werden?

Das Geografische Institut in Steglitz – Wer braucht schon Geografie

Ein oder zwei Wochen später, es war ein Montag, ging es endlich los mit dem Studium – der Grund, warum ich ja eigentlich hier war. Das Geografische Institut in Steglitz hatte zu einer Einführungsveranstaltung eingeladen, und so machte ich mich früh morgens auf den Weg dorthin.

Direkt gegenüber der Potsdamer Chaussee lag die Haltestelle, keine zwei Minuten entfernt vom Studentendorf, und so ging es mit dem Bus sehr bequem und schnell stadteinwärts. Über die Lindenthaler Allee, vorbei am Mexikoplatz, erreichten wir über die Argentinische Allee den Bahnhof Krumme Lanke. Ich stieg in die U-Bahn und war gespannt darauf, was dieser Tag wohl so bringen würde. Das schon irgendwie vertraute, andauernde Schienengerattere der Bahn aus den Sechzigern störte mich nicht mehr. Ein paar Minuten später erreichten wir Onkel Toms Hütte und ich bestaunte die Schönheit des alten Bahnhofs aus den Dreißigern. Danach folgten Oskar-Hele-Heim und Freie Universität (Thielpatz), und im Nu war mein Zielbahnhof Dahlem-Dorf auch schon erreicht.

Da ich genügend Zeit eingeplant hatte, entschied ich, den letzten Kilometer auf der Königin-Luise-Straße zu Fuß zu gehen. Ein Institut reihte sich neben dem anderen, und man konnte überall quirliges studentisches Leben beobachten. Etwa 20 Minuten später, der Weg schien mir dann aber doch länger als gedacht, kam ich endlich an.

Ich war da, hier beginnt die Zukunft, hier konnte man Geschichte schreiben, mein neues zweites Zuhause, Grunewaldstraße 35, Geografisches Institut. Voller Ehrfurcht startete ich auf das Gebäude aus den späten Dreißigern, im neoklassizistischen Stil erbaut, und es war deutlich größer, als ich dachte. Mehrere Hinweisschilder wiesen mir dann im Gebäude den Weg zur Veranstaltung.

Gerade noch rechtzeitig, der Saal war schon gut gefüllt, nahm ich Platz in einer der hinteren Reihen. Ich schaute mich um und staunte nicht schlecht über die große Anzahl neuer Kommilitonen, es waren bestimmt wohl an die hundert. Und mir war die Tragweite einer sich neu bildenden Schicksalsgemeinschaft durchaus bewusst. Mit diesen Leuten würde ich jetzt also für die kommenden Jahre zusammen sein, eine gemeinsame Wegstrecke durchlaufen. Freude kam in mir auf, aber auch ein leichtes Schaudern.

Als Erster ergriff Prof. Dauchinger das Wort, begrüßte alle herzlichst und stellte sich vor. Nach ein paar einleitenden Informationen und administratorischen Dingen kam er dann auch sehr schnell zur Sache und gab einen umfas-

senden ersten Einblick in die geografischen Wissenschaften. Er sprach von der grundsätzlichen Einteilung in zwei Bereiche, der physischen Geografie und der Anthropogeografie, und dass man den Schwerpunkt für eines der beiden Gebiete rechtzeitig setzen müsse.

Der eloquente Professor, ein Sympath, hatte durchaus die Gabe und langjährige Erfahrung, seine Erläuterungen sehr kurzweilig und gepaart mit viel Witz und Humor darzustellen. Die dabei fast schon andachtsvolle Stille im Saal und die neugierigen Blicke meiner Mitstudenten brachten das nur bestens zum Ausdruck. Und während Dauchinger langsam zur Höchstform aufstieg und noch etwas tiefer einstieg in die Untiefen der physischen Geografie mit ihren Teilbereichen Klimatologie, Geomorphologie und Bodenkunde, machte sich im Hintergrund auf der Bühne bereits Prof. Fuhrmann warm.

Er war der komplette Gegenentwurf zu seinem Vordr. Rundlich von Gestalt, mit dicker Hornbrille, war er eher der Typ Kettenraucher im Gewand eines klassischen Wissenschaftlers, freundlich, aber auch ein bisschen entrückt, irgendwie nicht so ganz von dieser Welt. Das bedeutete aber nicht, dass dieser Mann nichts zu sagen hatte, im Gegenteil. In seiner ihm eigenen und zugleich ganz anderen Art ließ er die Anthropogeografie hochleben, und man hatte schnell das Gefühl, mehr in einem Kinofilm zu sein als in einer studentischen Einführungs-

veranstaltung. Der entsprechende Applaus ließ dann auch nicht lange auf sich warten, alle waren begeistert von diesem Typ.

So gegen mittags um eins war dann alles vorbei, und vereinzelt hatten sich noch kleinere Gruppen gebildet, für ein erstes Kennenlernen und um die neugewonnenen Eindrücke auszutauschen. Man war jetzt Geografiestudent, wie schön, und dazu zugehören bedeutete in diesem Moment fast alles.

Ich war schon wieder draußen, da hörte ich noch von einem Café im Untergeschoss des Gebäudes, also machte ich mich auf den Weg dorthin. Sehr klein, aber fein: ein paar Stühle, zwei einfache, aber gemütlich anmutende Sofas und ein sehr provisorisch wirkender Tisch, auf dem die Getränke und selbstgeschmierten Brötchen zum Verkauf standen – das war alles. Es war sehr voll hier, bestimmt an die zwanzig Leute, die hier eigentlich alle gar nicht reinpassten. Aber die Atmosphäre stimmte, auch wenn ich schnell den Eindruck gewann, hier der Älteste zu sein. Oder etwa doch nicht?

Auf dem einen Sofa saßen zwei Typen, die sich wohl gerade auch erst kennengelernt hatten, so schien es mir zumindest. Sie waren ganz offensichtlich jenseits der fünf- und zwanzig und unterhielten sich angeregt. Ob noch ein Platz frei wäre, fragte ich sie, und bemerkte gleich den mir schon aus meiner neuen Wohngemeinschaft vertrauten

norddeutschen Dialekt der beiden. Sie hießen Paul und Ulrich, waren beide Jahrgang 1957, wie sich schnell herausstellte, und sie empfanden das vorher Erlebte ähnlich erheiternd und bereichernd. Insbesondere Fuhrmanns Vortrag als bühnenreife Darstellung hatte auf ganzer Linie überzeugt, da waren wir uns einig.

Paul kam aus Bruchhausen-Vilsen bei Bremen und sofort fiel mir ein, dass ich in meinen jungen Jahren, als ich noch in Syke wohnte, ab und zu ins nahegelegene, dortige Freibad geradelt bin. Ungläubig erstaunt und voller Freude meinte er, dass wir uns da vielleicht ja schon mal begegnet wären, vielleicht sogar unsere Badetücher dicht an dicht nebeneinander lagen. Nicht minder erstaunt stellten wir dann auch noch fest, dass wir sogar im gleichen Studentendorf wohnten. Wie klein die Welt doch war, so viele Zufälle auf einmal, wir konnten es irgendwie beide kaum glauben.

Ulrich hörte bis dahin amüsiert, aber aufmerksam zu. Woher er käme, fragte ich ihn eher beiläufig, und er erwiderte, dass er von hier stamme. Ein echter Berliner? Das hatte ich zuvor nicht herausgehört, aber jetzt bemerkte ich auf einmal seinen Berliner Unterton, wenn auch nur minimal. Wie er sich denn als Berliner Original hier unter all den Westdeutschen fühlen würde, wollte ich noch schmunzelnd von ihm wissen. Das sei kein Problem, gab er ebenfalls schmunzelnd zurück. Als Arbeiterkind aus

einfachen Verhältnissen sprach man in seiner Vorstadt Spandau eben Berlinisch, im Gegensatz zu den besseren Berliner Kreisen, die nur noch Hochdeutsch redeten, aus purer Eitelkeit. Wir mussten beide lachen. Das war eine schöne Begegnung mit den beiden, dachte ich so bei mir, und da noch eine weitere Veranstaltung um zwei auf mich wartete, verabschiedete ich mich.

Wieder zurück im großen Saal, der nicht mehr ganz so üppig gefüllt schien wie am frühen Morgen, begrüßte uns Kartografie-Prof. Fröhlich sehr herzlichst. Aber im Unterschied zu seinen Kollegen vom Vormittag, die beide mit ihren Entertainment-Einlagen zu begeistern wussten, wuchs der etwas spröde Professor nicht über sich hinaus und gab lediglich einen nüchternen Vorgeschmack auf das, was da kommen sollte.

Und so war gegen 15 Uhr alles gesagt, und ich froh, dass ich die Rückfahrt ins Studentendorf antreten konnte. Viele Dinge gingen mir unterwegs noch mal durch den Kopf. Die Fachveranstaltungen am Morgen, die Begegnungen mit Paul und Ulrich, die Cafeteria, wo ich jetzt wohl des Öfteren anzutreffen sein würde, und überhaupt diese vielen Eindrücke und Stimmungen. Ich fühlte mich rundum gut und irgendwie bereichert.